

horizont E

Das evangelische Magazin im Oldenburger Land



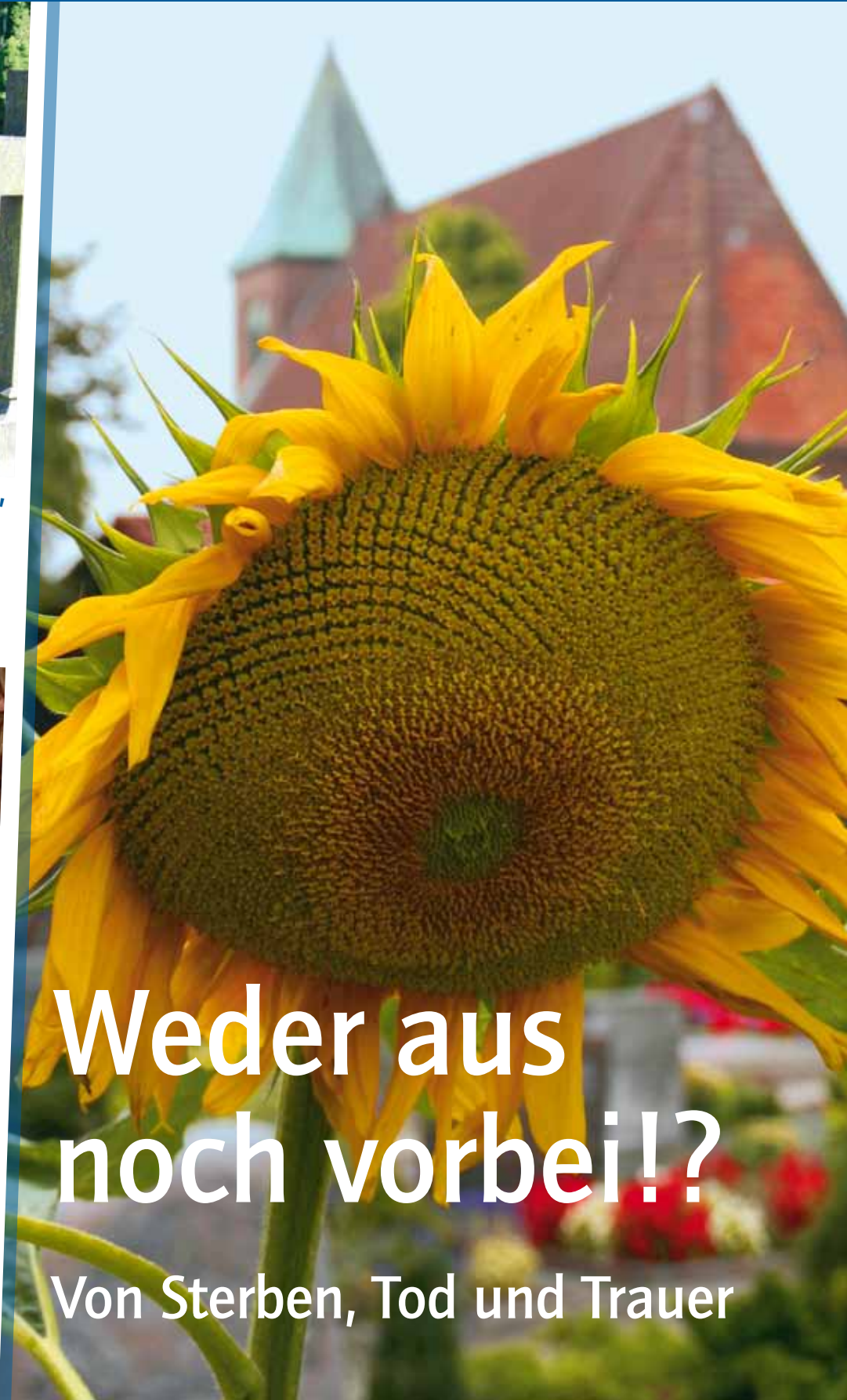
„Den anderen gehen lassen“

Eine Diskussion über die Frage, wann der Abschied vom Leben beginnt



Hier dürfen Kinder trauern, wie sie wollen

Viel Platz im neuen Trauerland-Domizil



Weder aus noch vorbei!?

Von Sterben, Tod und Trauer

Jedes Stückchen ist Erinnerung

Mit einer Patchwork-Decke gibt Elisabeth Scheller der Erinnerung an ihren Sohn Gestalt. Vor fünf Jahren war der damals 20-jährige Mario bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Aus Kleidungsstücken ihres Sohnes näht sie an einer Patchwork-Decke. So bleibt in dieser Handarbeit der Mutter die Erinnerung an ihn lebendig. Mehr zu dieser Form der Trauerarbeit lesen Sie auf Seite 23.



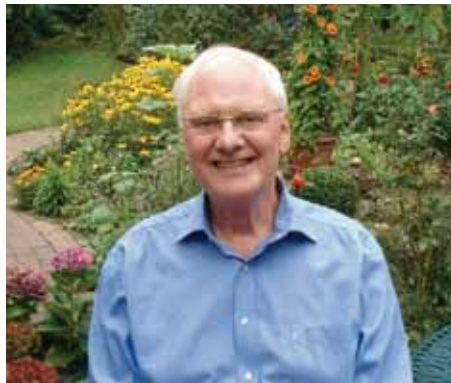


Wann beginnt der Abschied vom Leben? Darüber diskutierten die Leiterin der Stiftung Evangelischer Hospizdienst Oldenburg, Renate Lohmann, die Bremer Bestatterin Cordula Caspary und Kreispfarrer Jens Möllmann aus der Wesermarsch.

Mehr auf den Folgeseiten

„Fürchte den Tod nicht!“ heißt es in der Bibel. Sie will nicht Angst wecken, sondern Mut und Zuversicht. „Die Ewigkeitsbilder der Bibel sagen: Gott, der mir in Ort und Zeit Geborgenheit gibt, wird sie mir auf ewig bei sich geben.“

Das schreibt Pfarrer i.R. Achim Jürgens in seiner theologischen Annäherung an den Tod.
Mehr auf den Seiten 12 und 13



Über das Totengedenken im Internet, über Trauerportale, den „Gedenkstatus“ in Sozialen Netzwerken sowie über QR-Codes auf Grabsteinen berichtet der Internetbeauftragte der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg, Pfarrer Tom O. Brok.

Mehr auf Seite 14

Impressum



„horizont E“ ist das Magazin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg. Es erscheint viermal pro Jahr im Einzugsgebiet der oldenburgischen Kirche.

Herausgeber:

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg

Mitarbeit:

Stephan Bohlen, Anke Brockmeyer, Tom O. Brok, Michael Eberstein, Ulrike Fendler, Bernd Götting, Dirk-Michael Grötzsch, Uwe Haring, Achim Jürgens, Hans-Werner Kögel, Axel Kullik, Renate Lohmann, Hartmut Lübben und Antje Wilken

Bildnachweise:

Reiner Backenköhler, Ralf Behrmann, Anke Brockmeyer, Bernd Götting, Harald Koch, Hans-Werner Kögel, Ute Kopperschmidt, Annemarie Lampe, Jens Schulze, Trauerland e.V., Antje Wilken sowie Privatfotos

Gestaltung/Produktion:

Andrea Horn, Hannover, Lutherisches Verlagshaus GmbH, Hannover

Anschrift:

„horizont E“
Philosophenweg 1
26121 Oldenburg,

E-Mail:
presse@kirche-oldenburg.de
www.kirche-oldenburg.de

Druck:
Sachsendruck Plauen GmbH

Diese Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden.

Editorial



Liebe Leserinnen,
liebe Leser,

unser Umgang mit Sterben, Tod und Trauer ist vielfach von Unsicherheit und Ängsten geprägt. Es fällt uns oft schwer, die richtigen Worte zu finden.

In dieser Ausgabe von „horizont E“ kommen „Menschen aus der Praxis“ wie Hospizdienstmitarbeiterinnen, Trauerbegleiterinnen, eine Bestatterin, Pastorinnen und Pastoren mit uns ins Gespräch. Sie zeigen uns Wege auf, Abschied zu nehmen, Menschen gehen zu lassen und in unserer Trauer dennoch den Tod nicht zu fürchten.

Die vielfältigen Möglichkeiten von Bestattungen werden vorgestellt, ebenso wie das virtuelle Totengedenken im Internet. Seelsorgerinnen und Seelsorger lassen uns daran teilhaben, wie sie Trauernde und Angehörige begleiten, welche Rituale wichtig und hilfreich sind. Und wir erfahren, was Kinder in ihren Trauerprozessen unterstützt.

Die Beiträge dieser Ausgabe lassen hoffentlich auch bei Ihnen „heilsame Bilder“ entstehen. Im Namen des Redaktionsteams wünsche ich Ihnen viele neue Entdeckungen.

Ihr Dirk-Michael Grötzsch

Aus dem Inhalt

Im Gespräch	Seite 04
Wo Trauer einen Ort hat	Seite 07
Mutig sein!	Seite 08
An(ge)dacht	Seite 09
Von Angesicht zu Angesicht	Seite 10
Was ist der Tod, was sein Stachel	Seite 12
Totengedenken im Internet	Seite 14
Bestattung als Wegerfahrung	Seite 15
Glossar	Seite 17
Aus den Regionen	Seite 19

„Den anderen gehen lassen“

Im Gespräch über Sterben, Tod und Trauer



Renate Lohmann, Leiterin
der Stiftung Evangelischer
Hospizdienst Oldenburg



Kreispfarrer Jens Möllmann
aus der Wesermarsch

Wann beginnt der Abschied vom Leben? Darüber diskutierten die Hospizdienstmitarbeiterin Renate Lohmann, die Bestatterin Cordula Caspary und Kreispfarrer Jens Möllmann aus der Wesermarsch. Nur scheinbar war der Rahmen, ein sonniger Spätsommertag im Garten des Lokals „Tafelfreuden“, unpassend. Zeit und Ort sind fürs Abschiednehmen ebenso individuell wie jeder Mensch. Und ebenso die Art und Dauer der Trauer.

Es könnten wenige Stunden sein, aber auch mehrere Jahre, sagt Renate Lohmann zur Frage, wann das Sterben beginne. Manche Menschen verlören schon Jahre vor ihrem Tod die Lebensfreude. Oder sie sähen keinen Sinn mehr in ihrem Leben, wünschten sich geradezu den Tod. Das sei schon für Angehörige schwer mitzuerleben. Entscheidender aber sei es für Pflegekräfte. „Für sie ist es ein zentrales Thema“, weiß die Leiterin der Stiftung Evangelischer Hospizdienst Oldenburg. „Irgendwann haben sie die Idee, den ambulanten Hospizdienst zu aktivieren.“

Pfarrer Möllmann weiß aus der Seelsorge, dass der Anstoß meist vom Sterbenden selbst kommt. Wenn er erkenne, dass eine Heilung nicht mehr zu erwarten sei, erwache oft der Wunsch, noch mit bestimmten Menschen Kontakt aufnehmen zu wollen. Ihn erreiche dieser Wunsch oft auch über Angehörige. Auf keinen Fall aber werde er selbst darauf drängen. „Ich habe eine gewisse Zurückhaltung, jemanden plump darauf anzusprechen.“

Eine verbreitete Scheu vor dem Thema Tod spürt die Bestatterin Cordula Caspary aus Bremen. „Aber wenn ich signalisiert bekomme, dass weder der Patient noch seine Angehörigen das Thema ansprechen wollen, ist es meine Aufgabe, ihnen ein Fenster zu öffnen. Es bleibt dann ihre Entscheidung, ob sie dort hinaus schauen wollen oder nicht.“ Die Kulturwissenschaftlerin hat sich im Studium dem gesellschaftlichen Umgang mit dem

Tod wissenschaftlich genähert und ihre Abschlussklausur über die Entwicklung der Friedhöfe in Deutschland geschrieben. Dann erst hat sie sich für den Beruf der Bestatterin entschieden. Sie bedauert, dass die Menschen nicht mehr wie früher „wissen, wie Sterben geht“.

Heute gingen die Menschen oft durch ihr ganzes Leben, ohne einmal den Tod mitzuerleben. Den würden sie nur aus dem Fernsehen kennen. „Doch Tod und Sterben sind ganz und gar nicht wie auf dem Bildschirm.“ Dennoch: Es gebe auch ganz junge Menschen, die – mitten im Leben – sie anriefen, und alles für ihren Tod regelten. Das seien zum Beispiel Menschen, die als Kind erlebten, dass ihr Vater plötzlich verstarb, ohne einen längeren Sterbeprozess, ohne die Möglichkeit, Abschied zu nehmen.

Auch bei einem plötzlichen Tod durch Unfall oder Herzversagen sei die Hospizarbeit wichtig, betont Renate Lohmann. Gerade in diesen Fällen sei die Trauer besonders groß und stürze die Angehörigen in tiefe Krisen. Für sie aber gebe es wenige Anlaufstellen. Doch gerade sie bräuchten eine Möglichkeit, ihre Emotionen – Wut, Angst, Enttäuschung – auszudrücken. Die Hospizdienstmitarbeiterin rät dann zu nachträglichen Abschiedsritualen, etwa zum Briefeschreiben. „In einem Fall haben die Angehörigen diese Briefe nach dem Suizid des Vaters mit einer Feuerwerksrakete in den Himmel geschossen“, erinnert sie sich.

Pfarrer Möllmann weiß, wie entscheidend die Worte bei der Aussegnung oder Trauerfeier sind. Was für den einen tröstlich sei, könne für andere „wie eine Ohrfeige wirken“. „Ja, es ist schwierig, die passenden Worte, das passende Ritual zu finden“, pflichtet Bestatterin Caspary bei. Hinterbliebene seien eine heterogene Gruppe, die immer vor der Frage stehe, wie für sie die Trauerfeier zu gestalten sei. „Wir haben auch schon mehrere Feiern angeboten, sonst wäre die Feier überfrachtet worden.“

Mit Jens Möllmann ist sie sich einig, dass die religiösen Rituale dabei sehr hilfreich sein könnten, „da können wir vom Katholizismus etwas lernen“, räumt der Pfarrer ein. Das Sechs-Wochen-Amt und die Jahresfeier böten gute Gelegenheiten, des Verstorbenen zu gedenken und sich gemeinsam an Erlebtes zu erinnern. Ähnliche Rituale gebe es in vielen anderen Religionen und seien auch psychologisch zu erklären, sagt Cordula Caspary: 40 Tage brauche der Menschen in aller Regel, um solche gravierenden Erlebnisse zu verarbeiten.

Wichtig sei möglichst viel Zeit, auch da sind sich Möllmann und Caspary einig. Für einen Pfarrer setze das voraus, dass er nicht zu viele Beerdigungen habe, also eine nicht zu große Gemeinde. Und er wünschte sich Bestattungen möglichst samstags, weil sich dann die Trauergäste mehr Zeit nähmen, so Möllmann. Hier hakt Renate Lohmann ein: „Es wird ohnehin viel zu schnell bestattet, oft schon nach drei, vier Tagen.“ Oft werde der Bestatter schon gerufen, wenn der Angehörige gerade den letzten Atemzug getan habe, gerade so, als ob man sich etwas Unangenehmem entledigen wolle. Manchen möge das recht sein, „einige brauchen es vielleicht“, sagt die Hospizdienstmitarbeiterin, nötig aber sei es nicht. Aus der Erfahrung berichtet sie von einer Frau, die unmittelbar nach dem Tod ihres Mannes nicht mehr in der Wohnung bleiben wollte, und von einer anderen Frau, die noch eine letzte Nacht mit ihrem verstorbenen Mann im gemeinsamen Bett verbringen wollte und konnte.

„Es ist hilfreich, sich die Zeit zu nehmen, die jeder braucht“, bringt es Renate Lohmann auf den Punkt. Sie habe es als hilfreich erlebt, dass die Angehörigen einzeln von dem Verstorbenen, der im Nebenzimmer aufgebahrt war, Abschied nehmen konnten. „Das macht es zwar nicht leichter, sorgt aber für schöne Bilder der Erinnerung an die Trauer.“ In dieser schweren Zeit des Abschieds müssten „Trittsteine“ für das Weiterleben gelegt werden, nicht „Stolpersteine“. Denn Bilder von einem Abtransport im Zinksarg oder gar Plastiksack brennen sich im Kopf als verstörend fest. „Das geht gar nicht!“, ruft Cordula Caspary fast entsetzt aus. Sie bringe immer einen Holzsarg mit, und nur, wenn das Treppenhaus zu eng sei, werde der

Verstorbene auf einer Trage aus dem Haus gebracht; aber „Reißverschluss über den Kopf – das ist ja furchtbar!“ Renate Lohmann erinnert daran, dass Bestatter Dienstleister seien und die Wünsche der Familie berücksichtigen müssten. In jüngster Zeit spüre sie ein Umdenken: „Es wird erkannt, wie heilsam ein gestalteter Abschied sein kann.“ Auch in den Krankenhäusern gebe es meist Abschiedsräume statt weiß gefliester Keller.

„Gehen Sie mit Verstorbenen so um, als seien sie lebende Menschen“, rät Cordula Caspary. Ein Leichnam sei weder ein „Fleischklops“, noch seien Handschuhe und Mundschutz nötig, um sich ihm zu nähern. Und sie gehe auf den Toten zu wie auf einen Lebenden: „Ich klopfte an und sage beim Öffnen der Tür: ‚Herr X, Ihre Tochter ist da...‘. Das setzt sich fest und schlägt eine Brücke zu den Angehörigen“, ist die Bestatterin überzeugt. Für sie ende weder das Sterben noch die Sterbegleitung mit der amtlichen Bestätigung des Todes. „Ich glaube an eine Restwahrscheinlichkeit, dass Verstorbene noch auf Atmosphärisches reagieren.“ Deshalb Sorge sie dafür, dass Verstorbene noch einmal ihr Parfum oder Rasierwasser aufgelegt bekommen oder dass ihre Lieblingsmusik zu hören ist.

„Ich bin auch eine Verfechterin der Aussegnung“, sagt Cordula Caspary und ergreift die Hand von Pfarrer Möllmann. „Das Innehalten im Gebet hat etwas sehr Tröstliches.“ Als junger Pfarrer in der Wesermarsch habe er eine Aussegnung zum ersten Mal bei einer Vertretung übernehmen müssen. „Ich war ein wenig bange, aber hinterher fand ich es sehr sinnvoll.“ Lange habe er mit sich gerungen, das „in paradisum“ zu sprechen; heute könne er auf „durchweg positives Feedback“ auf diesen lateinischen Hymnus zurückblicken. Er Sorge für „heilsame Bilder“, wie sie sich auch die Hospizdienstmitarbeiterin und die Bestatterin von einer Beerdigung erhoffen.

Zu den „schönen Bildern“ mit heilsamer Wirkung gehörten auch so überraschende Dinge wie etwa Seifenblasen, sagt Cordula Caspary. Schon auf mittelalterlichen Puttendarstellungen seien sie zu sehen. Und ebenfalls eine alte Tradition sei, auf Gräber Erdbeeren zu pflanzen. Renate Lohmann betont in diesem Zu-



Cordula Caspary,
Bestatterin aus Bremen





sammenhang, die Angehörigen sollten bei der Bestattung nichts dem Zufall überlassen: „Man kann und soll eine Bestattung inszenieren.“ Doch nicht alles müsse inszeniert werden, ergänzt Cordula Caspary, man müsse dem natürlichen Geschehen Raum und Zeit geben. „Wie schön war das, als die Tochter am Sarg ihres Vaters hörte, dass im Nachbarzimmer sein Lieblingslied ‚Geh aus, mein Herz, und suche Freud‘ erklang.“

Wann beginnt das Sterben, wann endet es, wie lange darf die Trauer dauern? Auf solche Fragen pflegt Renate Lohmann mit der Gegenfrage zu antworten: „Wie hoch ist oben?“ Es gebe auf solche Fragen keine Antworten; allenfalls lasse sich sagen, die Trauer höre nie auf, sie sei aber einem ständigen Veränderungsprozess unterlegen. Tatsächlich, so sagt die Hospizdienstmitarbeiterin, lasse vielleicht die Verzweiflung irgendwann nach, „doch auch Jahre nach dem Tod fließen aus dem Stand die Tränen, wenn die Erinnerung kommt. Etwa bei der jungen Frau, die bei der Hochzeit spürt, wie weh es ihr tut, dass nicht ihr Vater sie zum Altar führt.“

In der Frage der Bestattungsform herrscht nicht so große Einigkeit zwischen Hospizdienstmitarbeiterin, Bestatterin und Seelsorger. Sie begrüßen noch gemeinsam, dass es neben der Sarg- und Urnenbestattung noch weitere Möglichkeiten gibt. Cordula Caspary ist deutlich für alternative Formen. „Warum sollte ich nicht der Familie die Urne mit der Asche eines schwerstbehinderten Kindes geben?“ Das sei zwar gesetzlich nicht erlaubt, aber straffrei möglich. Ebenso provokativ wirkt ihre Frage: „Wenn es einen Ort des Gedenkens geben muss, muss es denn ein Grab sein? Kann es nicht auch eine Internetseite, eine Stiftung oder eine gespendete Parkbank sein?“

Renate Lohmann fragt sich, ob der Ort des Gedenkens ein Friedhof sein müsse. „Das ist für viele eine schauerliche Vorstellung, egal ob Zerfall oder Feuer.“ Aber Trauer brauche einen Ort, nur: „Warum kann das nicht auch ein Weltmeer sein?“ Dies habe sie für sich lange abgelehnt, bis ihre Tochter, die in Neuseeland war, meinte: „Dann wärest Du mir auch dort nah.“ Pfarrer Möllmann betont, dass sowohl die Toten als auch

die Angehörigen einen Ort des Gedenkens bräuchten. Er erzählt von einer Witwe, deren Mann eine Seebestattung gewünscht und bekommen hatte, und die sich nun um ungepflegte Gräber auf dem Friedhof kümmere. Kaum anders sei es mit den zahlreichen blumengeschmückten Kreuzen an den Straßen, die vom Unfalltod zeugten. Bis heute tue er sich emotional mit der Verbrennung von Verstorbenen schwer, sagt Pfarrer Möllmann; es habe lange gedauert, bis er diese Praxis habe akzeptieren können.

Cordula Caspary berichtet von Beispielen, wie verschiedene Interessen gleichzeitig erfüllt werden könnten, etwa wenn nach der Feuerbestattung ein Teil der sterblichen Überreste in einer Urne bei einer Trauerfeier bestattet würde, der größte Teil aber, dem Wunsch des Verstorbenen folgend, ins Meer gestreut würde. Oder wenn ein Topf mit der Erde aus dem Friedwald, in dem die Urne vergraben wurde, in einem Gefäß auf dem heimischen Balkon aufbewahrt werde. Aus ihrer Praxis berichtet Renate Lohmann von einem Ostfriesen, der unbedingt in heimischer Erde bestattet werden wollte, dessen Frau aber ein Familiengrab im Ammerland hatte und ihren Mann dort beerdigen lassen wollte. Eine Fuhre ostfriesischer Erde im Ammerländer Familiengrab war die Lösung, die beiden Wünschen gerecht wurde.

Schließlich geht es noch einmal um die Frage, wann und wie das Abschiednehmen enden kann. „Es muss auch mal an ein Ende kommen“, meint Pfarrer Möllmann. „Man muss loslassen können, sonst wird es womöglich pathologisch.“ Hier widerspricht Renate Lohmann: „Ich spreche nicht gern vom Loslassen, das setzt einen aktiven Prozess voraus und kann beim Hinterbliebenen Schuldgefühle auslösen. Besser ist zu sagen: Ich muss den anderen gehen lassen.“ Aber dabei gebe es kein Falsch oder Richtig, betont Cordula Caspary, ebenso wenig wie bei der emotionsgeladenen Frage, was mit dem Ehering des Verstorbenen geschehe. Für den einen Partner sei es wichtig, dass der Verstorbene den Ring am Finger behalte, für den anderen, dass der doppelte Ehering am eigenen Finger den Verlust des geliebten Partners dokumentiere.

Das Gespräch hat Michael Eberstein moderiert.



Wo Trauer einen Ort hat

Die Möglichkeiten der Bestattung sind vielfältig geworden

Ein Grabstein, ein bisschen Immergrün und von Zeit zu Zeit frische Blumen – jahrzehntelang hatte jeder dieses Bild im Kopf, wenn das Thema Beerdigung angesprochen wurde. Doch die Gestaltung der Grabstätten und die Bestattungsmöglichkeiten sind längst weitaus vielfältiger, als die meisten Menschen ahnen. „Hier gibt es wie in allen anderen Lebensbereichen Trends und Entwicklungen, auf die wir als Kirchenverwaltung reagieren“, sagt Wolfgang Wehner, Leiter der zuständigen Abteilung für Bau und Liegenschaften der oldenburgischen Kirche. Mehr noch, betont Michael A. Poloczek, zuständig für Friedhofsangelegenheiten: „Wir entwickeln Lösungen, um die Bedürfnisse der Menschen möglichst umfassend erfüllen zu können. Seit ungefähr 15 Jahren ist sehr viel Bewegung in diesen Bereich gekommen.“

Die Kinder sind aus beruflichen Gründen in eine andere Stadt gezogen, Ehepartner und Freunde mittlerweile so alt, dass man ihnen die Grabpflege nicht mehr zumuten mag. Möglichst pflegeleicht solle die Grabstätte sein, dieses Anliegen hören Poloczek und seine Kolleginnen und Kollegen immer häufiger. „Wir gehen mittlerweile sogar noch einen Schritt weiter und bieten pflegefreie Grabstätten an“, erklärt der Experte. Eine „Rasengemeinschaftsanlage“ beispielsweise. Hier sind um ein begrüntes Rundbeet herum Urnengräber gruppiert. Namen, Geburts- und Todestag der Toten werden auf Stelen festgehalten. „Mit einer anonymen Bestattung hat dies nichts zu tun“, erklärt Poloczek. Auf anonyme Bestattungen verzichte die oldenburgische Kirche ganz bewusst. „Man braucht einen Ort der Trauer, das ist ein ganz entscheidender Teil der Trauerbewältigung. Daran sollte eine Familie denken, bevor sie sich für eine bestimmte Art der Bestattung entscheidet.“

Auch Einzelgrabstätten auf Rasenflächen zwischen den Wahlgräbern (Gräbern, die schon vor dem Tod ausgesucht

und beispielsweise als Familiengrabstätte ausgewählt werden) sind möglich. Der Vorteil hier, so Michael A. Poloczek: „Die Angehörigen gestalten das Grab, solange sie es möchten oder können. Danach wird statt eines bepflanzen Beetes auch hier Rasen eingesät. Die Grabstätte bleibt erhalten, muss aber von den Angehörigen nicht mehr gepflegt werden.“

Auch dem Wunsch nach einer Baumbestattung, also einem Grab in den Wurzelausläufern eines Baumes, kommt die oldenburgische Kirche mehr und mehr nach. „Das Begräbnis unter einem Baum war natürlich schon immer möglich. Mittlerweile aber bieten wir Baumbestattungen auf extra dafür vorgesehenen Flächen an“, so Poloczek. Schon seit längerer Zeit sind solche Bestattungen in Lemwerder und Fedderwarden möglich. Auch die Kirchengemeinde Varel richtet jetzt eine Fläche für Baumbestattungen ein. Ganz bewusst bietet die Kirche damit eine Alternative zu Bestattungen in eigens ausgewiesenen Waldgebieten. Ein Friedhof mit seinen befestigten Wegen und einer guten Infrastruktur biete gerade älteren Menschen Komfort und eine größere Sicherheit als ein Grab mitten im Wald, gibt Poloczek zu bedenken.

Ob Erd- oder Feuerbestattung, Urnenbeisetzung auf hoher See oder unter Bäumen – die Oldenburger Pastorinnen und Pastoren sind überall dabei. „Eine gottesdienstliche und seelsorgerliche Begleitung wird auf Wunsch in jedem Fall gewährt“, macht Wolfgang Wehner deutlich. Die derzeitige Entwicklung weg vom Grab hin zu anderen Bestattungsformen sieht er allerdings durchaus auch mit Sorge. „Friedhöfe sind ja weit mehr als nur Gedenkstätten für die Toten. Sie bieten ganz zentral eine grüne Oase der Ruhe, Rückzugsmöglichkeit für Menschen und viele Tiere. Diesen Wert sollten wir nicht unterschätzen.“

Anke Brockmeyer



Erdgrab auf dem alten Osterburger Friedhof



Gedenkstein für das Urnenfeld auf dem neuen Osterburger Friedhof

Mutig sein!

Wie Erwachsene mit Kindern über den Tod sprechen können



Zur Person:

Lucia Loimayr-Wieland (47) ist Koordinatorin für den Kinder- und Jugendhospizdienst in Oldenburg und Trauerbegleiterin für die Stiftung Evangelischer Hospizdienst Oldenburg. Sie ist systemisch-lösungsorientierte Familientherapeutin und arbeitet seit 2006 beim Ambulanten Hospizdienst Oldenburg.

Unsicherheit, Ängste, Emotionen sind untrennbar mit dem Thema Sterben verbunden. Doch auch wenn es schwerfällt, die richtigen Worte zu finden: Es gibt einiges, was Eltern und Kinder in dieser Situation beherzigen können, um sich nahe zu bleiben, weiß Lucia Loimayr-Wieland. Das Gespräch mit ihr führte Anke Brockmeyer.

Wie lässt sich das Thema Tod mit Kindern besprechen, ohne sie zu überfordern?

Spannend ist, zunächst herauszufinden, was das Kind über dieses Thema schon weiß, was es denkt und welche Vorstellungen es vom Tod hat. Das bedeutet, mutig zu sein, in einen Dialog mit dem Kind zu treten – mit offenem Ausgang.

Sollte ich ein Kind mit dem nahen Tod eines Angehörigen konfrontieren?

Wir Erwachsenen gehen davon aus, dass es für Kinder ausschließlich beängstigend sei zu wissen, dass jemand bald sterben wird. Doch es gibt manchmal noch eine andere Seite: Für Kinder endet mit dem Tod vielleicht auch eine sehr belastende Situation. Darüber sprechen zu dürfen, kann entlasten. Kinder haben sehr feine Antennen für Stimmungen und Sorgen der Erwachsenen. Wenig hilfreich ist es, das Kind mit leeren Versprechungen wie „Die Mami wird bald wieder gesund“ trösten zu wollen. Gerade jetzt müssen Kinder sich darauf verlassen können, ehrliche Antworten zu bekommen. Sie können die Wahrheit aushalten, mehr noch: Zu wissen, dass sie sich auf die Aussagen der Erwachsenen verlassen können, gibt ihnen Halt.

Hilft Kindern die Vorstellung, die Oma sei jetzt im Himmel?

Je jünger Kinder sind, umso weniger können sie mit der Endgültigkeit anfangen, die das Sterben bedeutet. Es kann ein schönes Bild sein, dass die Oma jetzt vom Himmel auf die Erde hinunterschaut oder als Engel bei der Familie ist. Vielleicht aber kann das Kind damit auch gar nichts anfangen. Das kommt sehr auf den

Erfahrungshintergrund der Kinder an. Auch hier gilt: Hinhören und verstehen, was sich eventuell tatsächlich hinter den Fragen verbirgt. Erwachsene brauchen nicht auf alles eine Antwort zu haben. Wichtig ist, dass sie in dem, was sie sagen, authentisch sind.

Wie hilft man kranken Kindern, die wissen, dass sie sterben werden?

Oft reden die Kinder gerade mit ihren Eltern nicht über dieses Thema. Sie haben Angst, die Eltern noch trauriger zu machen, fühlen sich vielleicht schuldig, Auslöser für diese Trauer zu sein. Hier ist es gut, wenn das Kind noch andere enge Ansprechpersonen hat oder auch Außenstehende, etwa vom Ambulanten Hospizdienst, die sich Zeit nehmen und auch zwischen den Zeilen lesen können. Denn oft haben Kinder noch nicht die passenden Worte für das, was sie empfinden. Genau zuzuhören, ist enorm wichtig.

Ein Geschwisterkind ist gestorben, das Familienleben ist im Ausnahmezustand. Wie gehen Kinder damit um?

Mit Geschwistern verglichen zu werden, die in der Erinnerung immer besser abschneiden werden, kann für ein Kind eine große Belastung werden. In dieser Ausnahmesituation sollten Eltern nicht vergessen, dass ja auch das Kind trauert. Und dafür braucht es die Sicherheit, dass sich die Familie gut umeinander kümmert. Das verlangt Eltern viel ab. Unterstützende Organisationen wie wir beispielsweise können hier die Trauerarbeit begleiten.

Wie gelingt es, Jugendliche in ihrer Trauer zu begleiten?

Jugendliche reagieren – aus dem Blickwinkel des Erwachsenen gesehen – oft seltsam und provokativ. Das sollte akzeptiert werden. Trauer ist etwas sehr Individuelles – da gibt es kein Falsch. Jugendlichen zu zeigen, dass man ihre Art der Trauer respektiert, und gleichzeitig gesprächsbereit zu sein, kann ihnen in dieser schweren Zeit helfen.

Liebe Leserinnen und Leser,



unser Verhältnis zum Tod hat sich geändert und ebenso unser Blick auf Sterben und Tod. Auch unser Umgang mit den Toten ist ein anderer geworden. Früher herrschte große Angst nicht nur vor dem Sterben, sondern vor allem vor dem Tod, vor dem, was der Mensch im Tod erleben würde. Angst vor Höllenqualen. Beim Tod eines geliebten Menschen stand im Vordergrund, was die Lebenden noch für ihn tun können, um solch Schlimmes zu verhindern.

Heute hat der Tod diesen Schrecken verloren. Wir vertrauen darauf, dass die verstorbene Person nun geborgen ist in Gott – oder eben einfach tot und ihr also nichts Schlimmes mehr widerfahren kann.

Heute sind im Falle eines Todes eher die Hinterbliebenen, die Trauernden im Blick, denn sie müssen mit dem Abschied und der Trauer leben. Wie gut, dass es sich in den letzten Jahren immer mehr Menschen zur Aufgabe gemacht haben, sich um Hinterbliebene zu kümmern; die

vielen Trauergruppen, die Angebote der Kirchen, der stationären und ambulanten Hospizeinrichtungen legen deutlich Zeugnis davon ab. Und wie befreiend ist es, dass auch dadurch Sterben und Tod keine Tabuthemen mehr sind. So ist uns der Blick geschärft und wir schauen nicht mehr weg, wenn wir vom Tod eines Menschen erfahren. Wir sehen die Trauernden.

„Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“ Dieses Wort des Propheten Jesaja will uns Trost zusprechen und Mut machen, andere zu trösten. Wir können mitweinen, mitschweigen, dabeibleiben im tiefsten Schmerz, aber auch Wut und Nicht-Verstehen-Können aushalten.

Und dann irgendwann erste Schritte mitgehen aus der Trauer in ein verändertes Leben.

Pastorin Ulrike Fendler ist Leiterin des Referats Seelsorge der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg

Und was machen wir hinterher?

Evangelische Theologie für Schülerinnen, Schüler und Interessierte



Wir informieren über das Studium der Evangelischen Theologie und die Berufsperspektive Pfarramt. Dabei nimmt sich der „INFO-Tag“ in diesem Jahr mehr als nur einen Tag Zeit.

Weil der Entwurf einer eigenen Berufs- und Lebensperspektive Zeit braucht: Wovon träume ich? Was sind meine

Stärken? Und natürlich: Was macht mir Spaß?

Könnte ein Studium Evang. Theologie eine Perspektive sein? Worum geht es da? Gibt es Voraussetzungen und wenn ja, welche? Welche Berufsaussichten habe ich dann?

Der „INFO-Tag“ bietet Raum für Stille und Austausch. Zu Gast sind Studierende, Vikarinnen und Vikare sowie Pfarrfrauen und Pfarrer, um aus ihrem Alltag zu erzählen.

29. bis 30. November 2013 in der HVHS Rastede; Leitung: Pfr. Hartmut Lübben

Mehr Infos und Anmeldung sind zu finden unter:

www.werde-jemand.de



Von Angesicht zu Angesicht

Aussegnung und Beileid, beieinander im Leid



Reiner Backenköhler ist Pfarrer in der Kirchengemeinde Hude.



Ich klinge an der Haustür der Familie von E. Vor vier Stunden bin ich angerufen worden. Die Bestatterin teilte mir mit, dass er verstorben sei. Sie sagte mir, die Familie wolle gerne zusammen mit mir E. verabschieden.

Wir machen einen Termin am Abend ab, denn vor mir liegen noch drei Konfirmandengruppen. Vor der Tür stehend weiß ich schon, was mich erwartet. Es ist nicht die erste Aussegnung in dieser Familie. Vor Jahren hatten wir die Oma verabschiedet. Deswegen freue ich mich auf die Ruhe, die mich erwartet, und die familiäre Gemeinschaft, die voller Wärme sein wird. Welch ein Kontrast zum Konfirmandenunterricht.

Die Tochter öffnet mir die Tür und bittet mich herein. Ich sage: „Mein herzliches Beileid.“ Das wirkt in dieser Situation nicht wie eine leere Formel. Diese Worte sind gefüllt mit dem, was nun folgen wird: Wir werden für ein bis zwei Stunden beieinander im Leid sein. Die ganze Familie ist versammelt, von den Enkeln – der jüngste ist sechs Jahre alt – bis hin zur Ehefrau des Verstorbenen. Was mir meine Aufgabe leicht macht: Ich bin hier nicht nur der Tragende, sondern auch der Getragene; die Familie nimmt mich in ihre Mitte. Wir sitzen erst in der Küche. Ich trinke Kaffee und höre zu. Die Ehefrau erzählt mir, was sie im Augenblick am stärksten bewegt. Ich darf noch einmal daran Anteil nehmen, wie E. gestorben ist. Nach einer halben Stunde öffnet sich die Tür und die Bestatterin kommt herein. „Wir sind nun soweit.“ Wir begeben uns in das Zimmer, in dem E. aufgebahrt liegt. Die Bestatterin hat alles vorbereitet. E. liegt schon in seinem offenen Sarg. Kerzen brennen, ein paar einzelne Blumen liegen bereit. Wir treten alle an den Sarg heran. Die Ehefrau fasst noch einmal nach E.s Händen.

„Ich muss hier als Pastor keine Kunststückchen bringen.“

Nachdem sie wieder zurückgetreten ist, fange ich an zu sprechen. Wie meistens in Situationen wie dieser habe ich keine Ansprache vorbereiten können. Aber das brauche ich auch gar nicht. Dieser Augenblick steht so deutlich vor meinen Augen, dieser familiäre Abschied ist so aussagekräftig, dass ich eigentlich nur zur Sprache bringen muss, was ich gerade erlebe. Wir

sind beieinander, beieinander im Leben, beieinander in der Freude, beieinander im Leid, beieinander im Abschied. Von Angesicht zu Angesicht, das ist wirkliches Beileid. Bei Trauerfeiern ist es mir wichtig, die Ansprachen Wort für Wort auszuarbeiten. Dass ich in dieser Situation keine vorgefertigten Worte parat habe, macht mich offen für das Jetzt. Ich muss hier als Pastor keine Kunststückchen bringen, keine angesagten Riten oder Texte. Ich bete einfach Psalm 23, zwei Mitglieder der Familie sprechen teilweise mit, ein paar Verse sind ihnen im Gedächtnis geblieben.

Schließlich fassen wir uns alle bei den Händen, wir fassen auch E. an, nehmen ihn noch einmal in unsere Mitte, wollen noch einmal beieinander sein, von Angesicht zu Angesicht. Wir beten gemeinsam das Vaterunser. Dann spreche ich den Segen: „... der HERR lasse sein Angesicht leuchten über dir.“ Dann nicke ich der Bestatterin zu. Sie und ihr Mitarbeiter heben den Sargdeckel auf den Sarg und dann begleiten wir E. aus dem Haus, durch den blühenden Garten bis zum Leichenwagen. Wir bleiben beieinander, bis der Wagen das Grundstück verlassen hat und nicht mehr zu sehen ist. Waren alle die ganze Zeit sehr gefasst, kommen jetzt ein paar Tränen. Und auch ich, der ich das schon oft erlebt habe, bin froh, dass ich gerade nichts sagen muss. Denn indem wir diesen Augenblick teilen, sind wir wirklich beieinander im Leid, und das geht auch an mir nicht vorbei.

Indem ich von dieser häuslichen Aussegnung erzähle, ist mir bewusst, dass dieser Ritus nichts Neues ist. Früher war das Tradition und Pflicht. Und gerade weil die Pflicht zu einer Last geworden war, haben viele Menschen diese Last abgelegt. Wir sind heute in der Situation, dass eigentlich keine Tradition mehr selbstverständlich ist. Wenn ein Mensch verstirbt, herrscht oft Ahnungslosigkeit. Vor Jahrzehnten gab es noch ein Ringen mit den traditionellen Pflichten, von denen wir uns lösen mussten, weil sie kaum noch Beileid aussprachen. „Eine Aussegnung feiern, weil alle das machen? Das muss ich mir nicht mehr antun.“

Heute gibt es keine Pflicht mehr und darum fangen einige Riten, die durch die Pflicht vergiftet waren, wieder an zu sprechen. Ich sage das bewusst so deutlich: Aussegnung ist keine Pflicht, ist auch kein neuer Trend, weil ich fast schon Sorge habe, dass sie für Menschen wieder zu einer Last werden könnte. Auf der Suche nach den verlorenen Trauerritten, die Halt geben, erlebe ich immer öfter Menschen, die sich überfordern. Die Trauerfeier soll zum besonderen Event werden. Alles muss perfekt sein: die Musik, der Sarg, die Texte. Und indem wir nach der perfekten Inszenierung suchen, geht wieder etwas anderes verloren: das Beileid. Nein, Aussegnung ist keine Pflicht. Manchmal passt sie nicht, zu dem Verstorbenen, zu seinem Sterben, zur Wohnung, zu den Angehörigen. Außerdem ist jede Aussegnung verschieden. In dem oben geschilderten Abschied war die Familie anwesend. Manchmal aber wohnen die Kinder weit entfernt und können nicht kommen. Auch dann kann es guttun, gemeinsam Abschied zu nehmen. Wir waren in diesen Augenblicken auch schon zu dritt: der Ehepartner des Verstorbenen, der Bestatter und ich. Indem wir aber daran teilnehmen, wird aus dem Leid wieder Bei-Leid. Es tut gut, dass unsere Bestatter sich mittlerweile wieder voll und ganz auf diese Situation einlassen. Sie sind Teil des Augenblicks, sie beten mit, sie halten Hände, wollen nicht nur Bestattungstechniker sein, sondern Mitmenschen.

Aussegnungen halten wir auch im Pflegeheim, im Krankenhaus. Manchmal kommt das Bedürfnis auch erst später, wenn der Verstorbene das Haus schon verlassen hat. Dann halten wir die Aussegnung im Aufbahrungsraum beim Bestatter.



Von Angesicht zu Angesicht: Nikodemus und der gekreuzigte Jesus; Ausschnitt aus dem Huder Schnitzalter, um 1300.

Aussegnungen gehören nicht in den Werbeprospekt von Eventplanern. Es geht um Beileid, um wirkliches Beieinander im Leid, um Mitmenschlichkeit im Angesicht des Todes, um Menschen, die sich das Angesicht zuwenden. Eine Aussegnung soll entlasten und nicht belasten. Dazu müssen wir wissen, dass wir Abschied nehmen dürfen. Wer dafür Zeit haben will, der darf den Verstorbenen bis zu 48 Stunden in der Wohnung behalten. Dazu brauchen

„Ich erlebe, dass es an der Zeit ist für eine Entdeckung des Beileids.“

wir ferner einen Bestatter, der bereit ist, eine Aufbahrung im Hause vorzubereiten. Schließlich stehen wir Pastorinnen und Pastoren bereit; wenn es sein muss, auch kurzfristig. Für uns ist es hilfreich, wenn es schon vorher zu einem Kontakt gekommen ist. Nicht selten geht eine Aussegnung aus einer seelsorgerlichen Begleitung des Sterbenden und seiner Familie hervor. Aber das muss nicht sein.

Es gibt auch Augenblicke, in denen ist eine Aussegnung nicht nur voller Frieden. Wenn ein Mensch plötzlich verstirbt, sei es durch Unfall, Krankheit oder Suizid, auch dann ist das Beieinander im Leid wichtig. Der Tod erscheint unbegreiflich, darum ist es besonders wichtig, von Angesicht

zu Angesicht Abschied zu nehmen. Am Schluss kehren meine Gedanken wieder zu den Konfirmanden zurück. Durch die vielen Aussegnungen hat sich auch mein Konfirmandenunterricht verändert. Heute übe ich mit den Konfis wieder, „Mein herzliches Beileid“ zu sagen. Was früher wie eine hohle Formel wirkte, erscheint heute entlastend. Der Zwang, alles selbst gestalten zu müssen, eigene passende Worte zu finden, macht viele Menschen sprachlos. Und darum wechseln sie die Straßenseite, wenn sie einen Trauenden sehen. Sie haben Angst, etwas Falsches zu sagen. Und so wird aus der Abschaffung der Beileidsformel eine Abschaffung des Beileids. Mir ist es wichtig, den Druck aus der Begegnung zu nehmen: Wer nicht nach Worten suchen muss, der wagt wieder, sich von Angesicht zu Angesicht zu begegnen. Das lernt kaum noch jemand in der Schule oder zu Hause, also wird der Konfirmandenunterricht zur besonderen Chance.

Und ich übe mit den Konfirmanden, Beileidskarten zu schreiben. Immer wieder erlebe ich Angehörige, die mir voller Stolz zeigen, wie viele Beileidskarten sie bekommen haben. Sie erfahren auf diese Weise: „So viele Menschen sind bei mir im Leid.“ Ich erlebe, dass es an der Zeit ist für eine Entdeckung des Beileids. Eigentlich ist es nur eine alte Tradition. Für viele junge Menschen könnte sie eine neue Entdeckung werden.

Reiner Backenköhler ist Pfarrer in der Kirchengemeinde Hude.

Was ist der Tod, was sein Stachel?

Eine theologische Annäherung



„Fürchte den Tod nicht!“ Dieser Satz steht in einem Gedicht aus dem zweiten oder ersten vorchristlichen Jahrhundert. Wir finden es im Buch Jesus Sirach (Kap. 41,1ff). Die ersten Zeilen hat Johannes Brahms vertont: „O Tod, wie bitter bist du, wenn an dich denkt ein Mensch, der gute Tage hat.“ Und später: „O Tod, wie wohl tust du dem Dürftigen, der da schwach und alt ist.“ Und warum soll ich den Tod nicht fürchten? „Weil es von Gott so geordnet ist.“ Aus etwa der gleichen Zeit stammt ein Gedicht von großer sprachlicher Schönheit mit anrührenden Bildern von der Vergänglichkeit. Es steht im Buch Prediger Salomonis Kapitel 12. Darin wird am Schluss vom Tod gesprochen: „Der Staub muss wieder zu der Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat.“ (Prediger 12).

In diesen späten Büchern der großen Bibliothek, die über Jahrhunderte entstanden ist und die wir „Altes Testament“ nennen, ist das Ur-Bild vom Anfang noch deutlich zu sehen. Diese Urgeschichte reicht in vorhistorische Zeiten, wurde durch die Generationen erzählt und hat ihre Leuchtkraft bis heute. „Und Gott nahm Erde vom Ackerboden (hebr. adama) und formte den Menschen (adam) und blies ihm den Odem in die Nase.“ Im Sterben nimmt Gott den Odem, das Leben, wieder zurück. Der Leib wird wieder zu dem, von dem er genommen ist. „Erde zur Erde, Staub zum Staub!“ So sagen wir es bei Bestattungen und werfen einige Hände voll Erde ins Grab.

In dem Urbild enthalten ist vor allem die Erkenntnis, die bis heute nichts an Gültigkeit verloren hat: Das Leben ist Gabe auf Zeit. Es ist nicht machbar. Wenn Gott es gibt und wieder zurücknimmt, gehört es Adam nicht. Es bleibt anvertraute Gabe. Für die Psalmbeter ist die Antwort das Lob Gottes. „Lobe den Herrn, meine

Seele!“ Loben bedeutet: Dankend und staunend sich auszurichten auf die Mitte, den Ursprung des Lebens. (Psalm 115,17). Wenn der Mensch stirbt, dann kommt er in ein Schattenreich und ist dort getrennt vom Strom des Lebens und Lobens. „Die Toten loben Gott nicht.“ (Psalm 115,17) So ist die gängige Vorstellung in der hebräischen Bibel. Nur an einigen Stellen wird ein neues Leben angedeutet: „Der Geist geht wieder zu Gott, der ihn gegeben hat.“ (Prediger 12,7) Und Hiob durchbricht seine Klage mit Worten des Vertrauens: „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt. Und nachdem diese meine Haut zerschlagen ist, werde ich ohne meinen Leib Gott sehen.“ (Hiob 20,25/26)

Warum aber achtet der Mensch so oft die Gabe des Lebens nicht? Woher kommen Gewalt, Mord, Habgier, Unterdrückung? Auch hier versucht das Urbild eine Antwort: Der Mensch aß vom Baum der Erkenntnis, um wie Gott zu sein. Das heißt, er will die Verfügung über das Leben und den Grund des Lebens bekommen. Dann ist das Leben nicht dankend und staunend empfangene Gabe, sondern Besitz, Verfügungsmasse. Damit trennt sich der Mensch vom Ursprung des Lebens. Darin besteht die Ursünde. Wel-

ches sind die Folgen dieser Ursünde, der Trennung von Gott, der das Leben gegeben und einen Bund mit seinem Volk geschlossen hat? Ein Psalmbeter (Psalm 106,39+40) bringt es auf den Punkt: „Sie wurden abgöttisch mit ihrem Tun. Da ergrimmte der Zorn des Herrn über sein Volk.“ In dieser Härte sprechen oft auch die Propheten der hebräischen Bibel und versuchen so, die Katastrophen, Niederlagen, Zerstörungen, die das Volk heimgesucht haben, zu verstehen und zu deuten. Aber die Propheten zeigen auch, dass es den Weg der Umkehr gibt, dass Gott gnädig ist, vergibt und einen neuen Anfang gibt. Ja, noch mehr, Gott wird eine endgültige Erlösung schenken.

**„Das Leben ist
Gabe auf Zeit.“**

„Dann wird er den Tod verschlingen ewiglich“ (Jesaja 25,8). „Er wird erlösen aus der Hölle.“ (Hosea 13,14) Paulus greift diese Bilder vom „Verschlingen des Todes“ und von der „Erlösung aus der Hölle“ auf (1. Kor. 15,55). Damit sagt er doch: In Jesus Christus ist diese Verheißung erfüllt. Der giftige Stachel des Todes ist gezogen. Er hat seine Macht, von Gott zu trennen, endgültig verloren. Wenn ich die Ausführungen des Apostels in diesem Kapitel 15 des Korintherbriefes lese, habe ich manchmal Schwierigkeiten, seine Worte und Bilder zu verstehen. Ich spüre, dass er um Worte ringt für etwas, das eigentlich nicht sagbar ist. Ich verstehe aber auch, dass er nicht Angst wecken will, sondern Mut und Zuversicht. Deshalb schließt er auch mit einem Triumphlied: „Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat in unserem Herrn Jesus Christus.“ (Vers 57)

Andere Paulusworte sprechen mich unmittelbar an. Sie strahlen ein tiefes Vertrauen und eine große Zuversicht aus: „Ich bin gewiss, dass nichts mich trennen kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“ (Römer 8,38+39). Und im 1. Korintherbrief Kapitel 13 heißt es am Schluss des Liedes von der Liebe: „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei. Aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“ Wir, die wir nicht bleiben, können im Bleibenden geborgen sein. In späteren Jahrhunderten rückte der „Stachel des Todes“, die Sünde, immer stärker in den Vordergrund und damit die Frage: Was muss ich tun, um der Verdammnis zu entkommen? Die Hölle wurde in schrecklichen Bildern ausgemalt. Angst erfüllte die Menschen, sie wurden nicht aufgerichtet, sondern klein gemacht. Ist das nur Vergangenheit? Oder schimmert durch manche Predigt noch immer die Drohkulisse hindurch? Und schiebt sich bei einigen glaubenden Menschen nicht auch heute noch die Angst vor der Verwerfung vor das Vertrauen und die Zuversicht? Wer Angst verbreitet, hat Jesus nicht auf seiner Seite. Jesus lebt und predigt Vergebung und Befreiung. So ist für mich z.B. die Geschichte von der Heilung des Gelähmten eine Schlüsselgeschichte (Markus 2,1-12). Da wird ein Gelähmter durch das Dach hindurch, Jesus vor die Füße gelegt, ein Mensch, dessen Krankheit nach damaliger

„Jesus lebt und predigt Vergebung und Befreiung.“

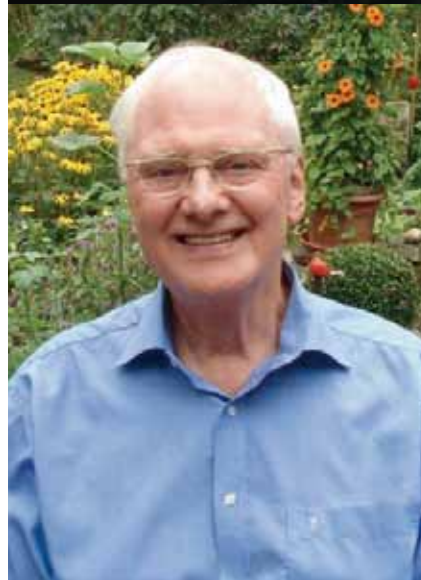
Meinung ein Zeichen der Trennung von Gott ist. So wird dieser Mensch seine Tage nicht nur mit äußerer, sondern auch mit innerer Qual zugebracht haben: Ich bin ein Sklave der Sünde, gefesselt und fern von Gott. Jesus sagt zu dem, der vor ihm liegt: „Kind (Luther übersetzt: Sohn), deine Sünden sind dir vergeben.“ Die Pointe der Geschichte liegt in dieser Anrede „Kind“. Das Kind ist frei im Unterschied zum Sklaven. Mit diesem Wort befreit Jesus diesen Menschen aus seiner Versklavung. Die Ketten werden zerrissen, die Gottesnähe wird geschenkt. Der Giftstachel der Gottesferne ist gezogen und unschädlich gemacht. Die äußere Heilung veranschaulicht das Wunder der Befreiung. Die innere Aufrichtung, die Auferstehung, wird sichtbar gemacht. Ein Besenkerter verlässt die Szene.

Glaubensvorbilder sind bei Jesus nicht sogenannte Glaubenshelden wie später im Hebräerbrief (Kap. 11), sondern Kinder, die sich beschenken lassen. „Wer das Reich Gottes nicht empfängt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen.“ (Markus 10,15). Und Jesus lehrt seine Freundinnen und Freunde beten mit der Anrede: „Unser Vater“.

Gott, der mich beschenkt mit Leben, zu dem ich mich staunend, dankend und lobend ausrichte, der Anfang, Ziel und Mitte alles Lebens ist, der mich befreit, aufrichtet und mir Geborgenheit gibt, dem kann ich mich bedingungslos anvertrauen. Wenn aber Vertrauen die einzige tragfähige Grundlage der Gottesbeziehung ist, dann muss ich nicht spekulativ hinter die Todesgrenze schauen: Wie wird es sein, was wird passieren? Vielleicht klingt in diesen Fragen ein wenig der „alte Adam“ durch, der über das Unverfügbare verfügen und alles im Griff haben will, übrigens auch, wenn er sagt: Mit dem Tod ist alles aus.

Die Ewigkeitsbilder der Bibel sagen ja nicht: So sieht es aus da drüben. Sie sagen: Gott, der mir in Ort und Zeit Geborgenheit gibt, wird sie mir auf ewig bei sich geben. Dieses tiefe Vertrauen gibt die Freiheit, im Sterben sich selbst, alle Beziehungen hier, auch alle Glaubensvorstellungen loszulassen und sich ganz zu überlassen.

Pfarrer i.R. Achim Jürgens



Zur Person:

Pfarrer i.R. Hans-Joachim Jürgens wurde 1936 in der Altmark geboren, 1946 zog die Familie nach Bockhorn/Friesland.

Weitere Stationen sind: 1956 Abitur in Varel, Studium der Evangelischen Theologie in Bethel, Heidelberg und Göttingen, Vikariat in Großenkneten, ab 1962 Pfarrer in Varel-Obenstrohe bis 1990. Von 1986 bis 1992 war Jürgens nebenamtlicher Oberkirchenrat. Von 1991 bis 1998 war er Pfarrer in Rastede. Seit 1998 ist er im Ruhestand und lebt in Varel.

Seit nunmehr zwölf Jahren engagiert sich Jürgens in der Hospizbewegung Varel.

Sehnsucht, unsterblich zu werden

Totengedenken im Internet



Pfarrer Tom Oliver Brok



Video: Der Oldenburger Steinmetz Jan Wandscher bietet an, Grabsteine mit QR-Codes zu versehen.
<http://www.friesischer-rundfunk.de/Programm/playerPOP1.asp?ID=43463>

Die Bedeutung der Familiengräber auf einem traditionellen Friedhof schwindet. Dagegen entstehen immer mehr Erinnerungsorte an einen lieben Menschen im Internet. In einer Landschaft, die einem Friedhof nachempfunden ist, wird nicht einfach ein virtueller Grabstein aufgestellt. Gedenkseiten bieten einen guten Ort, um das Leben eines Menschen umfanglich in Bildern und Texten darzustellen. Die Stimme eines Verstorbenen bleibt als Tondokument erhalten. Ein Video mit einer letzten Botschaft an die Nachwelt ist denkbar. So entsteht ein virtueller Erinnerungsraum, der für die verstreut wohnenden Familienangehörigen und Freunde überall und ohne Öffnungszeiten abrufbar bleibt. Der Verstorbene begleitet uns weiter – im Herzen und mobil auf dem Smartphone. Der virtuelle Friedhof ist für die Bedürfnisse einer mobileren Gesellschaft wie gemacht. Die Nachfrage wird größer.

Viele Zeitungsverlage bieten an, dass die gedruckte Traueranzeige auf Wunsch auch im Internet erscheint. Kondolenzgrüße können hinterlassen werden. Das Bild einer brennenden Kerze erscheint neben der Anzeige. Besonders bei tragischen Todesfällen und Unglücken nutzen viele das Internet, um durch Einträge in Kondolenzlisten und Gästebüchern ihrer Verzweiflung Ausdruck zu verleihen.

In den sozialen Netzwerken bringen Menschen ihren ganzen Alltag zur Sprache. So ist neben allem Glück selbstverständlich auch von traurigen Erfahrungen die Rede. Menschen teilen ihren Schmerz mit Facebook-Freunden oder suchen bei Trauerportalen im Internet Hilfe. Trauernetz.de ist ein solches Angebot der evangelischen Kirchen. Eine Auswahl an nachdenklichen und tröstlichen Texten verleiht der Trauer Sprache. Ein Ratgeber gibt Tipps für den Trauerfall. Pastoren und Pastorinnen bieten unter Chatseelsorge.de ihr „offenes Ohr“ an.

Das Internet spielt mit der Sehnsucht, unsterblich zu werden. Auch wenn der

irdische Leib verblichen ist und die Erinnerungen der Menschen allmählich verschwimmen, so lässt sich die Hoffnung inszenieren, mit einer persönlichen Seite in Bild und Ton zu „überleben“. Das Portal infrieden.de berechnete anfänglich für die digitale Unsterblichkeit 39 Euro. Doch bestimmt wohl eher die Existenz des Portalbetreibers die Dimension dieser Unsterblichkeit.

Wie gehen Menschen damit um, wenn geliebte Angehörige im Internet präsent bleiben? Wie schwer fällt es schon, die Telefonnummer eines Freundes im Adressbuch des Handys zu löschen. Das Netzwerk Facebook hat die Funktion eingeführt, das persönliche Profil eines Verstorbenen in den „Gedenkstatus“ zu versetzen. Werden Gefühle im Internet nicht zu unbedacht preisgegeben? Die Gestaltung virtueller Friedhöfe mit Kerzen, Engeln oder Schmetterlingen stößt auch an die Grenze zum Kitsch.

Das Internet kann die sinnliche Atmosphäre, die ein Gang über den Friedhof bewirkt, nicht nachmachen. Wer die Vögel in den Bäumen singen hört oder eine Blume mit eigenen Händen eingräbt, findet Trost für seine Seele. Getragen fühlen sich viele Menschen aber auch durch die Nähe, die sie in den sozialen Netzwerken erfahren.

Die Kirchen werden ihren traditionellen Friedhof weiterhin pflegen, sollten ihn aber im Internet begehbar machen und trauernden Menschen virtuelle Trost- und Gedenkräume anbieten. Ein Beginn steckt in der Idee, wenn Grabsteine einen sogenannten QR-Code erhalten. Menschen können den Code mit dem Handy scannen und werden auf eine persönliche Gedenkseite weitergeleitet. So wird Tradition mobil und bleibt zugleich bewahrt.

*Pfarrer Tom Oliver Brok,
 Beauftragter für Internetentwicklung der
 Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg*

Weggenossenschaft auf Zeit

Bestattung als Wegerfahrung fremder Reisegefährten

Nichts ist wohl so demokratisch wie der Tod. Jeder wird ihn persönlich zu schmecken bekommen – und fast jeder wird in seinem Leben wohl wenigstens einmal damit beschäftigt sein, eine Beerdigung auszurichten. Dabei will niemand in seinem Alltag mit diesem Thema behelligt werden. Schließlich ist der Tod als letzte Zuspitzung der Unverfügbarkeit des Lebens eine ungeheuerliche Zumutung: Er erinnert uns in kalter und schärfster Konsequenz daran, wie ausgeliefert unser Leben ist. Hart und unbarmherzig macht das todsichere Lebensende uns bewusst, dass wir von Erde genommen wurden und wieder zu Erde werden. Damit mag sich kaum einer wirklich auseinandersetzen.

Wie ist das beim Tod? Die Bestattung ist der Ritus der Wahl. Wie kann die verstörende Zumutung, dass dieses Leben endlich ist, entsprechend und ansprechend gefeiert werden? Auch dieses Ritual eröffnet heute mehr und mehr einen weiten Spielraum an Gestaltungsmöglichkeiten. Und genauso wie bei Taufe, Konfirmation und Trauung will auch hier das Ich inszeniert sein und zur Sprache kommen; will sich Familie und Freundschaft ausdrücken in der Feier der Abschiednahme. Viele verschiedene Rahmen unterschiedlichster Anbieter sind heute auch im Oldenburger Land im Angebot – und die mögliche Vielfalt ist gerade erst dabei, sich in ihrer ganzen Breite zu entfalten. Wer den kirchlichen Rahmen wählt, der wählt diesen wiederum mit ebensolcher Obacht wie bei den anderen Festen des Lebens. Mit diesem Rahmen verbindet sich eben jene Hoffnung, dass er trägt, dass er Halt und Richtung gibt.

Wie kann unter den Bedingungen der Erosion kirchlich geprägten und verfassten Christentums und des Abbruchs christlich-kirchlicher Traditionen die kirchliche Bestattung heute noch funkio-

nieren? Ein Blick auf den pfarramtlichen Bestattungsallday mag einer Antwort hierauf nahekommen helfen: In der Regel beginnt alles mit einem Telefonanruf. Der örtliche Bestatter teilt dem Ortspfarrer mit, dass es einen Todesfall gegeben habe. Er nennt Namen und Alter des Verstorbenen; mitunter auch Dinge, die ihm am Rande aufgefallen sind; ein erstes Bild entsteht. Auch organisatorische Fragen werden angesprochen. Friedhof, Pfarrer, Bestatter, erste Wünsche der Familie – das alles fließt schon hier zusammen.

Vom Kirchenbüro kommt unterdessen eine Mail mit weiteren Daten des Verstorbenen. Mitunter schreibt der oder die Mitarbeitende aus dem Kirchenbüro auch noch einen persönlichen Satz dazu und weist darauf hin, dass und wie der Verstorbene in der Gemeinde oder anderswo engagiert war oder teilt weitere wichtige Informationen zur Persönlichkeit mit, die vor der Begegnung mit den trauernden Angehörigen gewusst sein wollen. Weitere Mosaiksteinchen ergänzen das Bild, das sich so allmählich zu formen beginnt.

Es folgt der Anruf bei den Angehörigen, um einen zeitnahen Termin für ein Gespräch zu vereinbaren. Neben Traurigkeit mischt sich mitunter ein Gefühl der Fremdheit in die Stimme des Angerufenen. Es kommt nicht oft vor, dass ein Pastor anruft. Manchmal gewinnt dieses erste Gespräch schon an Tiefe. Dann kommt es zur Begegnung mit der trauernden Familie. Das Treffen findet oft in der Wohnung des Verstorbenen statt. Der Empfang ist meist freundlich; Kaffee und Tee werden gereicht, dazu ein Stück Kuchen. Die Phase des gegenseitigen Begutachtens und Einschätzens. Unversehens gewinnt das Gespräch dann an Tiefe – was für die Angehörigen obenauf liegt, kommt zuerst zur Sprache: die intensive Zeit des Abschieds. Trauer

„Es kommt nicht oft vor, dass ein Pastor anruft.“



*Pastor Stephan Bohlen,
Kirchengemeinde Rostrup*





und Dankbarkeit mischen sich. Die Erfahrung von Liebe und Wärme. Geschenkte Momente von großer Nähe und tiefem Verständnis. Und der Schmerz des Abschieds und der Trennung. Die Unwiederbringlichkeit dieses verloschenen Lebens wird mehr und mehr bewusst; das Gefühl des Ausgeliefertseins und die Sehnsucht nach Leben. Das Bewusstsein der eigenen Endlichkeit: Dass mein Leben ein Ziel hat und ich fort muss! Die Frage nach dem Wohin und Woher steht unausgesprochen im Raum. Es entwickelt sich so etwas wie Nähe: Besuchte und Besucher werden zu Weggefährten auf Zeit.

Der Blick geht zurück. Gemeinsam wird der Weg der Erinnerung beschritten. Und immer wieder werden leuchtende Mosaiksteinchen entdeckt: Momente, in denen Leben gelungen ist. Und mitten in diesen Entdeckungen wird auch das

andere bewusst: das tiefe Verwobensein der eigenen Lebensgeschichte mit dem betrauten Lebensweg; die abgerissenen Fäden genauso wie die Knoten und das Flickwerk hier und da. Das Mosaik des gelebten Lebens bleibt nicht ohne Fehler, es wird nicht fertig, sondern bleibt immer bruchstückhaft, Fragment. Und manchmal werden die Entdeckungen in diesen Gesprächen zu Antworten, die trösten können, weil sie zu verstehen helfen.

Dieser mitgehende Besuch ist weniger ein Reden als ein Zuhören. Zeit schenken, nachfragen, sich einfühlen, mitfühlen – darum geht es. Ruhe zu geben und Raum für Erinnerung und Trauer; für all das, was in einem ist, in einem Moment wie diesem. Es ist nicht nur der Dialog der beteiligten Menschen, der Trauernden und des Ortspfarrers, sondern dieser Dialog vollzieht sich zugleich in der Gegenwart Gottes. Nicht weil fromme Worte gewechselt werden oder weil aus der Bibel vorgelesen wird, sondern weil ein Mensch, der durch sein Kommen Gastfreundschaft anbietet, Gast sein darf in Haus und Leben der Trauernden; ein Mensch aus der Gemeinde vor Ort, der seinerseits offen ist und hilft, Türen zu öffnen – zur Erinnerung, zum Leben, das betrauert wird, zum eigenen

Herzen und zu jener mitunter verschütteten Dimension des Lebens, die auf das Verwobensein allen Lebens mit der Liebe Gottes zu hoffen wagt, die es sich zumutet, gegen den Augenschein das Dennoch des Glaubens zu setzen. Wo es in einem solchen Gespräch dazu kommt, dass z.B. ein Psalm vorgelesen, vielleicht auch gebetet wird, da wird vollends die Tür zu jener verschütteten Dimension aufgestoßen: Das Leben im Licht der Gegenwart Gottes wird transparent. Ein krisenhafter Moment, denn hier entscheidet es sich: Entdecke ich mich selbst in jenen alten und bewährten Worten, kann ich sie mit-sprechen? Oder kommt es zu Unverständnis, Ablehnung oder gar Protest? Alles ist möglich. Und alles ist gut. Denn es geht nicht darum, ein Spiel durchzusetzen, bei

dem das Gegenüber die Regeln vergessen hat oder schon seit langer Zeit nicht mehr mitspielen will. Sondern als Weggefährtin auf

Zeit ein Angebot zu machen, einzuladen, weiter gemeinsam unterwegs zu bleiben auf dem Weg durch die Trauer.

Es kommt darauf an, dieses gottesdienstliche Gespräch im Trauerhaus auch in der Trauerfeier im Gottesdienst zur Beerdigung fortzuführen. Bruchstückhafte Erinnerung und Lebensfragmente, Schmerz und Sehnsucht, Liebe und Dankbarkeit, Wut und Trauer, Enttäuschung und Glück – und alles, was in einem Menschen ist, der Abschied nehmen muss – zu einem lebendigen Teil des Gesprächs werden zu lassen, das Gott, seit er diese Welt geschaffen hat, mit seiner Schöpfung führt. Und auch dieses Gespräch – ebenso wie die Trauerfeier selbst – braucht nicht vollkommen zu sein, sondern darf (und soll) Fragment bleiben. In der trotzigen Hoffnung und dem mutigen Wagnis in das Leben, das am Kreuz zerbrochen ist, und dessen Bruchstücke Gott voller Liebe zu einem neuen und vollendeten Ganzen zusammengefügt hat. Darum kann der Rahmen auch einer kirchlichen Trauerfeier bunt ausgeschmückt, ja auch hier und da überlagert sein. Denn tragen tut er, weil er durch die Zusagen eines anderen Halt gewinnt.

Pfarrer Stephan Bohlen, Rostrup

„Zeit schenken, nachfragen, sich einfühlen, mitfühlen – darum geht es.“

„Sterben und Tod“

Von kleinen Unterschieden und sensibler Wortwahl

Sterben ist ein Tabu, Trauer ist still – und fürs Trösten fehlen oft die Worte. Wie kommt der Tod zur Sprache? Mal sind Begriffe poetisch wie beispielsweise „Sternenkind“ statt „Todgeburt“. Mal drücken sie Haltung aus, wenn etwa Mitarbeitende im Hospiz von Gästen sprechen und nicht von Patientinnen oder Patienten. Auch klingt Freitod irgendwie sympathischer als Selbstmord, obwohl beide Begriffe verpönt sind. Wir müssen sensibel sein bei unserer Wortwahl, wenn es ums Ableben geht.

Überhaupt: Können Sie mitreden, wenn es um Palliative Care geht? Ist Ihnen der feine Unterschied bewusst zwischen Hinterbleibenden und Hinterbliebenen? Wussten Sie, dass FriedWald eine geschützte Marke ist und nicht einfach ein anderes Wort für Naturbestattung? Hier ein Glossar – eine kleine Auswahl von Begriffen rund ums Sterben und deren Bedeutung.

Aussegnung

bedeutet das Abschiednehmen von dem Verstorbenen im Haus mit einem mit „Abschiedssegens“. In vielen Dörfern

gibt es diese Tradition der Aussegnung des Verstorbenen im Wohnhaus noch immer. Sie findet nach Eintritt des Todes in der Wohnung, im Krankenhaus, Hospiz, Altenheim oder Aufbahrungsraum statt. Dabei kann eine Kerze angezündet werden. Elemente sind eine Lesung aus der Bibel, der Abschiedssegens, das Vaterunser und ein abschließender Segens.

Christliche Patientenvorsorge

heißt eine Broschüre der christlichen Kirchen in Deutschland. Die Handreichung gibt Empfehlungen für den Fall, dass eine Person in eine lebensbedrohliche Lage gerät und ihre Behandlungswünsche nicht mehr selbst zum Ausdruck bringen kann. Ärzten und Pflegepersonal soll geholfen werden, den Willen des Sterbenskranken zu erkennen. Im Unterschied zu anderen Formularen für Patientenverfügungen geht die Broschüre der Kirchen besonders auf die theologisch-ethischen Aspekte des Umgangs mit dem Tod ein.

Hinterbleibende

standen in einer nahen Beziehung zu einer oder einem Verstorbenen. Der

Begriff wirkt aktiver und beschreibt einen weniger abgeschlossenen Zustand als der des passiven Hinterbliebenen. Die Worte sind sehr ähnlich, ihre Bedeutung unterscheidet sich aber. Wer bleibt, blickt nach vorn. Wer geblieben ist, ruht.

Hospizbewegung

steht heute für die Tradition der Herbergen (hospitium = lat. Herberge), die Ende des 4. Jahrhunderts entlang der Pilgerrouten in ganz Europa entstanden und gesunden wie kranken Pilgern Gastfreundschaft boten. 1967 wurde das St. Christopher's Hospice in London gegründet – als Vorbild in den 1980er Jahren für erste hospizliche und palliative Einrichtungen auch in Deutschland.

Ziel der Hospizarbeit ist es nach Definition des Deutschen Hospiz- und Palliativverbands, ein Sterben zu Hause zu ermöglichen. Sofern dies nicht möglich ist und eine Krankenhausbehandlung nicht notwendig oder gewünscht ist, kann die Aufnahme in einem stationären Hospiz erfolgen.





Gedenkort für tot geborene Kinder auf dem Friedhof in Wilhelmshaven



Kolumbarium

ist ein Wort lateinischen Ursprungs. Er meinte einen Taubenschlag und tauchte als Name für Grabkammern erstmals etwa 50 vor Christus auf. Damit spielten die Menschen auf das Aussehen der Kammern an, in denen in mehreren Reihen übereinander Nischen für Urnen eingerichtet waren. Heute sind Kolumbarien eigene Gebäude oder Gewölbe an Kirchen, Friedhöfen und Krematorien zur Aufbewahrung von Urnen oder seltener auch Särgen.

Naturbestattung

meint vor allem die Bestattung biologisch abbaubarer Urnen mit der Asche Verstorbener in natürlicher Umgebung. Am meisten verbreitet ist die Baumbestattung im Wurzelbereich. Damit soll der oder die Verstorbene wieder in den Naturkreislauf gelangen. Die mittlerweile gebräuchlichen Begriffe FriedWald und RuheForst sind keineswegs allgemeingültige Vokabeln, sondern geschützte Marken kommerzieller Anbieter.

Palliative Care

umfasst als Sammelbegriff sämtliche Bereiche der Versorgung unheilbar Schwerkranker und Sterbender wie etwa die Palliativmedizin und die Hospizarbeit.

Palliativmedizin

konzentriert sich auf die bestmögliche medizinische, pflegerische, psychosoziale und spirituelle Behandlung und Begleitung schwerkranker und sterbender Menschen sowie ihrer Angehörigen. Gemeinsames Ziel ist es laut Deutscher Gesellschaft für Palliativmedizin, für weitgehende Linderung der Symptome und Verbesserung der Lebensqualität zu sorgen – in welchem Umfeld auch immer Betroffene dies wünschen.

Stationäre Hospize

sind baulich, organisatorisch und wirtschaftlich eigenständige Einrichtungen mit separatem Personal und Konzept. Sie verfügen mindestens über acht und in der Regel höchstens über 16 Betten. Stationäre Kinderhospize sind speziell auf die Bedürfnisse lebensverkürzend erkrankter Kinder ausgerichtet. Im Mittelpunkt der stationären Hospizversorgung stehen die Schwerkranken mit ihren Wünschen und Bedürfnissen. Eine

ganzheitliche Pflege und Versorgung wird durch haupt- und ehrenamtliche Mitarbeitende zusammen mit palliativmedizinisch erfahrenen (Haus-) Ärztinnen und Ärzten gewährleistet.

Sterbehilfe

bezeichnet Handlungen von Hilfe und Unterstützung im Sterben bis zur aktiven Tötung Sterbender oder Schwerstkranker. Das Sterbenlassen durch Unterlassen medizinischer Hilfe entgegen den Therapiewünschen des oder der Betroffenen erfüllt den Straftatbestand der Tötung oder der unterlassenen Hilfeleistung. Die Beihilfe zum Suizid etwa durch das Besorgen oder Bereitstellen tödlicher Medikamente ist in Deutschland grundsätzlich nicht strafbar. In der Schweiz ist Hilfe zur Selbsttötung nicht strafbar, sofern kein egoistisches Motiv vorliegt. Die Niederlande ließen 2001 als erstes Land der Welt die aktive Sterbehilfe zu.

Sternenkinder

sind Kinder, die mit einem Gewicht von weniger als 500 Gramm vor, während oder nach der Geburt versterben. Begriffe wie Fehlgeburt oder Totgeburt werden seltener verwendet, weil sie den Vorgang benennen und nicht das abgestorbene oder verstorbene Lebewesen. Seit dem Frühjahr dürfen tot geborene Babys mit einem Gewicht unter 500 Gramm einen Namen bekommen und bestattet werden – zuvor wurden sie beim Standesamt nicht erfasst und teilweise mit dem Klinikmüll entsorgt.

Suizid

wird heute als wertfreier Begriff für das beabsichtigte Beenden des eigenen Lebens verwendet. Freitod klingt zu heldenhaft, Selbstmord ist juristisch nicht korrekt – da keine Mordmerkmale erfüllt sind. Nach Erkenntnissen der Deutschen Gesellschaft für Suizidprävention starben in den vergangenen zehn Jahren mehr als 110.000 Menschen durch Suizid – und damit mehr als durch Verkehrsunfälle, Mord und Totschlag, illegale Drogen und HIV/Aids zusammen. Rein statistisch versucht alle fünf Minuten ein Mensch, sich das Leben zu nehmen – was alle 53 Minuten gelingt.

Das Glossar wurde zusammengestellt von Renate Lohmann und Uwe Haring.



Es war auch gewöhnungsbedürftig

Aussiedler hatten bei Tod und Trauer viele eigene Bräuche

Jahrelang wurde die Molberger Gemeinde „Zum Schifflin Christi“ im katholisch geprägten Oldenburger Münsterland ihrem Namen durchaus gerecht. Die Zahl der Gläubigen bewegte sich um die 170. Doch mit dem Zuzug der Aussiedler wurde aus dem Schifflin ein prächtiger Dampfer. Mit weit mehr als 1.000 Gläubigen hat sich die Mitgliederzahl der Gemeinde binnen weniger Jahre beinahe versechsfacht.

Da die neuen Gemeindeglieder fast alle aus dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion stammen, ähneln sich die Bräuche und Gepflogenheiten, die aus der alten Heimat mitgebracht wurden. Das gilt auch für Beerdigungen und Trauerfeiern. „Gewöhnungsbedürftig“, so Pfarrer Dr. Oliver Dürr, „war zunächst sicherlich das Fotografieren der Verstorbenen oder der Grablegung. Das geschieht jedoch meistens, um Angehörigen in Russland oder anderswo ein Zeugnis von der ordentlichen Beerdigung zu geben.“ Auch die Bilder auf den Grabsteinen seien der russischen Begräbniskultur entsprungen, berichtet Dürr. Die Portraits der Verstorbenen werden entweder direkt als Grafik in den Stein eingearbeitet oder als Foto auf eine spezielle Keramikplatte gedruckt und gebrannt.

Pfarrer Dürr, der auch Beauftragter für die Aussiedlerarbeit der oldenburgischen Kirche ist, kennt aus Erzählungen viele Bräuche aus dem früheren Sowjetreich.

So gab es aus den Gebetsversammlungen der Russlanddeutschen viele althergebrachte Traditionen. In der ehemaligen Sowjetunion mit ihrem Staatsatheismus arbeiteten kaum Pastoren, sodass meistens Laienprediger am Grab standen. Auch sang oft ein Chor am Grab. Lieder aus dem geistlichen Liederschatz oder aus dem Wolgaliedgut wurden überwiegend von Frauen vorgetragen. Doch deren letzte Generation wird heute selbst zu Grabe getragen. Nur wenige Chöre der Versammlungen singen noch.

In Deutschland mussten dann einige grundsätzliche Anpassungen vorgenommen werden, die Pfarrer Dürr für sehr wichtig hält. Hier wurde der Begräbnisritus der oldenburgischen Kirche übernommen. „Haben noch Brüder gepredigt, dann nur solche, die Mitglieder der Kirche sind“, betont Dürr die klare Linie. Mitgliedern von Freikirchen und Gruppen, die sich abgespalten hatten, wurde es untersagt. Besonders wichtig: Immer predigte als Letzter der Pastor oder als Letzte die Pastorin, um dem Auftrag der Kirche die rechte Geltung zu verschaffen. Auch am Grab wurde alsbald nicht mehr von Gebetsbrüdern das Wort erhoben, sondern der Pastor oder die Pastorin vollzog den Ritus allein und entließ die Gemeinde. Der Erdwurf ist nach wie vor obligatorisch. Auch die Aussegnung zu Hause durch Geistliche werde immer noch häufig gewünscht, berichtet Dürr.

Gerne werde der Sarg so lange wie möglich offen gehalten, um ausgiebig Abschied nehmen zu können. Dazu trifft man sich oft Stunden vor der Beerdigung. „Das Singen dabei wird nun merklich weniger, da das alte Liedgut den Jungen nicht mehr vertraut ist“, hat der Molberger Geistliche beobachtet.

Doch Beerdigungen seien nach wie vor eben auch Treffen der Großfamilien. Das Klagen am Grab sei besonders aus orthodoxer Frömmigkeit übernommen, teilweise aber auch von eigener Tradition geprägt worden. „Es scheint in der jüngeren Generation aber stark abzunehmen“, so Dürr.

Viel Wert wird noch auf den sogenannten Leichenschmaus oder die Kaffeetafel gelegt. Der oder die Geistliche eröffnet und schließt sie im Allgemeinen mit einem Gebet. Auch hier ist der früher übliche Chorgesang seltener geworden. Für die junge Aussiedlergeneration ist heutzutage der normale kirchliche Kasualritus gang und gäbe.

Bernd Götting

Zu den Bildern:

Geordnetes Miteinander: Der Friedhof in Molbergen wird von allen im Ort vertretenen Konfessionen genutzt.

Die Gräber der Aussiedler gleichen denen der Alteingesessenen. Nur die Bilder auf den Grabsteinen sind ungewohnt. Sie entstammen der russischen Begräbniskultur.





Sie sind auch nur Menschen

Notfallseelsorge hilft in doppelter Weise, menschliches Leiden aufzufangen

Während meiner Zeit in der Gemeinde war ich auch in der Notfallseelsorge aktiv. Eines Tages wurde ich von der Polizei dazugerufen: Ein älterer Urlauber, der seit Stunden vermisst worden war, war tot aus der Nordsee geborgen worden. Nun war es meine Aufgabe, der Ehefrau ge-

meinsam mit einem Beamten die Todesnachricht zu überbringen. Ich begleitete sie zusammen mit dem Polizisten auch zu ihrer Ferienwohnung. Auf dem Parkplatz sagte der Beamte immer wieder zu mir: „Was bin ich froh, dass Sie da sind!“ Es war nicht der erste Todesfall, mit dem er zu tun hatte, und seine Worte waren auch nicht der Ausdruck von Unsicherheit – im Gegenteil. Er war ein lebenserfahrener Polizist und hatte eine Ahnung davon, was diese Situation für die Frau bedeutete, was jetzt notwendig war und was ihm seine eigenen Aufgaben nicht erlauben würden: nämlich eine länger andauernde Begleitung fern ab von zu Hause. Das Leben der Frau hatte aber gerade alles Gewohnte und Verlässliche verloren. Sie alleinzulassen – das ging jetzt gar nicht. Gut, dass die Notfallseelsorge in solchen Situationen zur Stelle ist.

Diese Situation erleben die Beamten und Beamtinnen der Polizei immer wieder. Da bricht unerwartet großes Leid über Menschen herein, ihnen wird von jetzt auf gleich jeglicher Boden unter den Füßen weggezogen, die Hilfskräfte selber sind womöglich auch noch die Unheilsboten und dann ist da kein Raum und keine Zeit, diese Menschen aufzufangen. Die Sicherung der Unfallstelle, die Unfallaufnahme, die Zeugenvernehmungen, die umfangreichen Berichte und nicht zuletzt die nächsten Notfälle nehmen die Beamten und Beamtinnen in die Pflicht. Das menschliche Leid, das sie erleben

oder selber verkünden müssen, lässt sie aber nicht kalt. „Ich habe auch Kinder. Ich bin selber verheiratet. Meine Mutter, mein Vater ist auch allein.“ – das sind oft Gedanken, die in solchen Situationen ausgesprochen werden. So leiden sie am eigenen Leib, an der eigenen Seele mit und fühlen sich manchmal zu Hilflosigkeit verurteilt. Dieses gilt für die Mitarbeitenden der Rettungsdienste und der Feuerwehr in gleicher Weise. Wenn hier die Notfallseelsorge an ihre Seite tritt, dann hilft sie in doppelter Weise, menschliches Leiden aufzufangen: Sie begleitet die Opfer von Notfällen und deren Angehörige verlässlich und entlastet zugleich die Hilfskräfte.

Die Beamten und Beamtinnen der Polizei bringen genauso wie die Mitarbeitenden der Hilfs- und Rettungsdienste große Kompetenzen mit, wenn es um die Begleitung von Menschen im Leid geht. Wer will ihnen etwas erzählen über die Zerbrechlichkeit des menschlichen Lebens? Doch die notwendigen Strukturen setzen ihnen enge Grenzen – Grenzen, die manchmal vielleicht auch hilfreich und schützend sind, um die Vielzahl von Notfällen verarbeiten zu können. Die Notfallseelsorge hat hier ihren Ort und ihre Bedeutung, wenn sie nämlich für die Opfer wie für die Helfer und Helferinnen eine Brücke baut, die vom Bodenlosen zum ersten Halt führt. Danach müssen die gewohnten Strukturen wieder greifen. Und was ebenfalls erst danach geschieht, dann, wenn alle anderen versorgt sind, ist, dass die Helfer und Helferinnen ihr persönliches Päckchen auspacken und zu bearbeiten beginnen. Und auch hier sind es oft noch die Notfallseelsorger und -seelsorgerinnen, die am Ende eines Einsatzes auch noch mal in der Dienststelle oder der Rettungswache vorbeischauen und das Gespräch anbieten. Wie dankbar die Beamten und Beamtinnen dafür sind, erfahre ich regelmäßig in meinem Dienst als Polizeiseelsorger, wenn sie sagen: „Wir sind auch nur Menschen.“



Zur Person:

Pfarrer Axel Kullik ist seit Februar 2011 Polizeiseelsorger im Kirchlichen Dienst für Polizei und Zoll in Oldenburg. Zuvor war er mehr als zehn Jahre im Bereich der Notfallseelsorge tätig. 1999 gehörte er zu den Mitbegründern der Notfallseelsorge im Jeverland, der er auch als Leiter vorstand. Der 48-Jährige war viele Jahre als Referent auf diesem Gebiet tätig.



Pfarrer Axel Kullik



Mehr Platz für das Trauerland

Toben, spielen oder chillen: Hier dürfen Kinder trauern, wie sie wollen

Es gibt einen Raum für die Begrüßung, einen zum Spielen und Toben, einen Raum zum Basteln, einen zum Chillen, ein Zimmer als ruhigen Rückzugsort sowie einen Besprechungsraum für die Mitarbeitenden: Im neuen Trauerland-Domizil in den Räumlichkeiten der Freien Christengemeinde Oldenburg, im Deelweg 14, haben Kinder, Jugendliche und Erwachsene viel Platz.

„Seit 2006, so lange gibt es Trauerland schon in Oldenburg, haben wir uns im Lukas-Haus getroffen, dem Gemeindezentrum des Pfarrbezirks Oldenburg-Tweelbäke“, sagt Carolin de Witt, hauptamtliche Trauerbegleiterin bei Trauerland. Die drei Gruppen mit Kindern von circa drei bis 15 Jahren aus Oldenburg und dem Umland, ihre Angehörigen sowie die zumeist ehrenamtlich Mitarbeitenden kommen seit August nun im Haus der Freien Christengemeinde in Nadorst zusammen. Für eine vierte Gruppe ist dort auch noch Platz. „Das wäre im Lukas-Haus nur schwer möglich gewesen“, erzählt Carolin de Witt. „So sind wir mit einem lachenden und einem weinenden Auge aus Tweelbäke weggegangen, denn wir haben uns dort ja immer sehr wohl gefühlt.“

Die drei Gruppen, die sich im Deelweg treffen, bestehen jeweils aus bis zu 15 Kindern. „Bei uns können sie machen, was sie wollen: reden, schweigen, puzzeln, den Boxsack bearbeiten, lesen oder Fuß-

ball spielen. Wir drängen zu nichts, lassen aber auch niemanden allein“, erklärt Carolin de Witt. Jeweils ein geschulter Ehrenamtlicher betreut zwei Kinder. Dabei geht es nicht darum, Trost zu spenden oder die Kinder zum Sprechen zu bringen, sondern darum, sie selbstbestimmt machen zu lassen und anzunehmen, was sie sagen. „Manche wollen ihre Gefühle rauslassen, andere mögen es ruhig, oder sie wollen die Trauer hier für ein paar Stunden vergessen“, so Carolin de Witt. „Wichtig ist für die Kinder, dass hier alle verstehen, wie es ist, wenn jemand gestorben ist. Das ist in der Schule oder im Kindergarten nicht unbedingt der Fall.“

Jedes Treffen startet mit einer Begrüßungsrunde, danach kann die Zeit freigenutzt werden. Regeln gibt es trotzdem, zum Beispiel, sich gegenseitig zuzuhören. „Kinder sprechen nicht unbedingt über ihre Gefühle, sie zeigen ihre Trauer dafür oft im Spiel oder beim Malen“, weiß Carolin de Witt. Kinder verstecken ihre Trauer zudem vor Erwachsenen – um diese nicht zu belasten. Bei Trauerland müssen sie niemanden schonen. „Was hier gesprochen wird, dringt nicht nach außen, auch nicht zu den Eltern“, betont de Witt. Die Angehörigen treffen sich während der Gruppenzeit in ihrem eigenen Kreis.

Neuzugänge kommen zunächst zu einem Schnuppertermin. „Die Kinder müssen es selbst wollen, sonst bringt es nichts“, ist die Erfahrung der Trauerbegleiterin.

Wem es aber gefällt, der darf teilnehmen, solange er möchte – kostenlos, auch über Jahre hinweg.

Der Verein Trauerland wurde 1999 in Bremen gegründet. Er finanziert sich aus Spenden und bietet Kindern und Jugendlichen, bei denen ein nahestehender Mensch gestorben ist, sowie ihren Familien Unterstützung beim Trauerprozess. Mehr Infos gibt es unter www.trauerland.org, unter der Rufnummer 0421/6966720 und per Mail an: info-oldenburg@trauerland.org

Antje Wilken



Die angehende Sozialpädagogin Stefanie Stiegelkötter (li.) und Trauerbegleiterin Carolin de Witt richten die Räume anheimelnd her.



Ein Ritual bei Trauerland: die große Begrüßungsrunde



Bei den Treffen geht es ganz um die Bedürfnisse der Kinder.



Endlich Raum zum Reden

Mit der Trauergruppe einen Weg aus der Einsamkeit finden

„Meine Freunde sind längst wieder in ihrem Alltag. Nur für mich hat sich alles geändert“, sagt Marlies*. Nach dem Tod ihrer Tochter glaubte sie, mit der unendlichen Trauer fertig werden zu können. Als jetzt auch ihr Mann starb, merkte sie: Ich schaffe es nicht allein, aus diesem Tal wieder herauszufinden. Nach langem Zögern schloss Marlies sich einer Trauergruppe an. Hier habe sie „Raum, darüber zu reden“, so beschreibt sie es. „Eine Gruppe hat heilende Kräfte“, weiß Pfarrer Andreas Zuch aus langjähriger Erfahrung. „Hier nehmen die Betroffenen wahr, dass andere in der gleichen Situation sind. Zum ersten Mal erkennen sie, dass sie nicht allein sind mit ihrer Trauer.“

Zehn Abende, einmal pro Woche, treffen sich die Mitglieder seiner Trauergruppe in den Räumen des Oldenburger Hospizdienstes. Das Kennenlernen ist zaghaft: Jeder tastet zunächst ab, ob er sich in der

Gruppe wohlfühlt, Vertrauen aufbauen kann. In den ersten zwei, drei Stunden sei jeder noch sehr mit sich selbst beschäftigt, schildert Zuch. „Doch plötzlich ändert sich das.“ Ist die erste Annäherung gelungen, entsteht schnell ein Wir-Gefühl mit starker Verbindlichkeit. „Wer nicht kommen kann, meldet sich ab. Ansonsten sorgt sich die Gruppe.“

Odyssee des einsamen Leidens

Endlich erzählen zu können, sich mit all der Trauer zu öffnen, ist für viele, die hier Hilfe suchen, eine ganz neue Erfahrung. Denn viele Trauernde, die den Weg in die Gruppe finden, haben eine Odyssee des einsamen Leidens hinter sich. Nicht selten kommen sie erst Jahre nach dem eigentlichen Trauerfall und haben zuvor die bittere Erfahrung gemacht, dass sich Freunde zurückgezogen haben, weil sie mit der Situation nicht umgehen konnten. „Oft fehlen Außenstehenden die Worte. Dann müssen die Trauernden, zusätzlich zu ihrer schwierigen Situation, den Freunden noch helfen, sprachfähig zu werden.“ Unsere Gesellschaft, sagt Andreas Zuch, könne mit Tod und Trauer nicht mehr angemessen umgehen. „Die eine Seite ist sprachlos, die andere redet zu viel darüber. Es fehlt die Selbstverständlichkeit, dass der Tod dazugehört.“

Aus Angst, auf Unverständnis zu stoßen, irgendwann lästig zu werden mit dem Kummer und den Erinnerungen an den geliebten Menschen, ziehen sich viele

Trauernde zurück. Zu dieser Einsamkeit kommen oft noch Zweifel und Gedanken, die man bisher verdrängt hatte. „Ein Trauerfall wirft Lebensfragen auf, denen man sich in der Vergangenheit nicht oder nicht intensiv genug gestellt hat“, so Pastor Zuch, der eine dreijährige Ausbildung zum Trauerbegleiter absolviert hat, um noch gezielter helfen zu können.

Gestärkt für den Alltag

Gerade an besonderen Tagen werden die Trauernden von ihren überbordenden Gefühlen kalt erwischt. Der Geburtstag des Partners, das erste Weihnachtsfest allein – dies seien Momente, die man nicht einfach auf sich zukommen lassen dürfe, rät Zuch. „Solche Tage sollte man ganz bewusst gestalten. Nur wenn wir etwas mit diesem Tag machen, kann er nichts mit uns machen“, sagt er plakativ.

Nach zehn Stunden in der Trauergruppe ist noch niemand so weit, dass der Verlust keinen Schrecken mehr hat. Das weiß auch Andreas Zuch. „Aber man kann wieder erste Schritte allein machen, ist gestärkt für den Alltag. Wer es gelernt hat, den Verlust eines geliebten Menschen so ins Leben zu integrieren, dass er eine Zukunft hat und vielleicht sogar wieder auf andere Menschen zugehen kann, der hat viel erreicht.“

Anke Brockmeyer

*Name geändert



Pfarrer Andreas Zuch im Gespräch



Ein langer Prozess

Mit einer Patchwork-Decke gibt Elisabeth Scheller der Erinnerung an ihren Sohn Gestalt.

Wenn sie den Stoff auswählt, zuschneidet, näht, ist Elisabeth Scheller in Gedanken ganz nah bei ihrem Sohn. Dieses Hemd hat er am liebsten gemocht. Den roten Pulli mit dem Firmenlogo hat er in der Ausbildung getragen. Das Sweatshirt hatte er auf seinem ersten Konzert von Samy Deluxe an. Mario ist vor fünf Jahren bei einem Autounfall gestorben. In der Handarbeit seiner Mutter bleibt die Erinnerung an ihn lebendig: Elisabeth Scheller fertigt aus den Kleidungsstücken ihres Sohnes eine Patchwork-Decke. Stück für Stück, sorgsam ausgesucht und „nur an guten Tagen“, wie sie lächelnd zugibt. Manchmal liege die Decke tagelang da, ehe sie die Kraft habe, daran weiterzuarbeiten. „An den schlechten Tagen, wenn die Trauer zu groß ist, kann ich es nicht ertragen, diese Kleidungsstücke zu verarbeiten.“

Ihr Sohn war 20, als er vor fünf Jahren bei einem Zusammenprall mit einem anderen Wagen als Beifahrer getötet wurde. Ein Jahr nach seinem Tod hatte Elisabeth Scheller allen Mut zusammengenommen und den Schrank in seinem Zimmer geöffnet. „Da hingen all seine Sachen, und ich habe es nicht übers Herz gebracht, sie einfach wegzuräumen.“ Schon früher hatte sie ein Plaid genäht, für ihre schwer kranke Mutter. Die ganze Familie hatte damals mitgeholfen, die Decke fertig zu nähen, und die Gespräche während der Arbeit schufen eine ganz besondere, tröstliche Atmosphäre, erzählt die Oldenburgerin. „So kam die Idee auf, im Gedenken an Mario eine Patchwork-Decke zu nähen“, sagt sie. „Manchmal überwältigt mich die Angst, mich an viele Kleinigkeiten aus seinem Leben gar nicht mehr erinnern zu können. Wenn ich dann nähe, kommen mir ganz viele Puzzleteilchen aus seinem Leben ins Gedächtnis. Diese Arbeit tut mir gut. Aus Marios Sachen etwas zu produzieren, das bleibt, einfach etwas zu machen, hilft mir.“

Jedes Stück Stoff, das hinzukommt, gibt der Familie Anlass, zu reden, Erinnerungen auszutauschen, den Sohn und Bruder in ihrer Mitte zu behalten. Marios Schwester protestierte, als die Mutter den ersten Stoff ausgesucht hatte. „Das war dein Lieblingshemd, Mama, nicht Marios“, hat sie gesagt“, schmunzelt Elisabeth Scheller. „Also habe ich die Decke noch mal aufgetrennt und einen anderen Stoff genommen.“

Ihrem Mann war es wichtig, dass auch der Pullover aus dem Ausbildungsbetrieb mit eingearbeitet wurde. „Er ist da immer so gern hingegangen“, sagt er. Ein schmaler roter Streifen, der das Firmenlogo erahnen lässt, ziert jetzt den unteren Rand der Decke. „Ich finde es toll, dass diese Decke entsteht“, betont Theo Scheller. „Sie ist ein Stück von unserem Sohn. Diese Arbeit ist eine wundervolle Art, mit der Trauer und dem Verlust umzugehen.“ Und was wird sein, wenn die Decke fertig ist? Elisabeth Scheller zuckt die Schultern. „Ich habe gelernt, achtsam mit mir umzugehen und zu spüren, was mir guttut“, sagt sie. „Wenn ich fertig bin, heißt das, wieder ein bisschen mehr loszulassen. Das bleibt ein langer Prozess.“

Anke Brockmeyer

Eine vollständige Abbildung der Patchwork-Decke von Elisabeth Scheller aus Kleidungsstücken ihres verstorbenen Sohnes finden Sie auf Seite 2.

Gute Nachrichten für den Norden



Glaubensbekenntnis erklärt



OLDENBURG – Wie passen die alten Worte des Glaubensbekenntnisses von Welschöpfung, Jungfrauengeburt, Auferstehung und Himmelfahrt zu einem Glauben, der sich hier und heute erklären und verantworten muss? Wie können diese alten Worte helfen, den Glauben zu verstehen und zu erklären? Mit seinem Buch „Verstehst du, was du glaubst?“ – Eine kleine Auslegung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses“ legt Landesjugendpfarrer Sven Evers das Glaubensbekenntnis für Fachleute und interessierte Laien knapp, fundiert und verständlich aus.

Leseprobe unter bod.com/s?k=nkpr280pnm0

Offenheit statt Rassismus Interkulturelles Fest

WIEFELSTEDT – Ein interkulturelles Fest findet am Sonnabend, 21. September, um 15 Uhr im Pfarrgarten an der Kirchstraße in Wiefelstede statt. Es wird gemeinsam von der Ev. Kirchengemeinde und von der Agenda organisiert. Mit dabei sind unter anderem verschiedene Tanzgruppen und Chöre. Auf Schweinefleisch wird bewusst verzichtet. Das interkulturelle Fest ist thematisch und terminlich an die Interkulturelle Woche angebunden, die deutsch-

Warum Christen ihr Kreuz machen

Von der Qual der Wahl



Von Ellen Nebel

HAMBURG/LEIPZIG – Wenn Christian Wolff, evangelischer Pfarrer der Leipziger Thomaskirche, auf die Kanzel steigt, kann es für die Gottesdienstbe-

KIRCHE WIRD ZUM TV-STAR! SEITE 13
Kamera läuft!
Zwei Gottesdienste aus Wildeshausen für das ZDF



SORGFÄLTIGE ARBEIT | SEITE 21
Pfeifen mit Schimmelproblem
Uslarer Orgel wurde Stück für Stück gereinigt



greife sich jedoch als überparteilich, fügt er einschränkend hinzu. Empfehlungen, eine bestimmte Partei zu wählen, sind in der evangelischen Kirche unüblich. Stattdessen ruft sie grundsätzlich zur Wahlbeteiligung auf.

zu machen. So empfehlen sie den Gläubigen zur Bundestagswahl 1957, Kandidaten zu wählen, „deren christliche Grundhaltung bekannt ist, und deren öffentliche Tätigkeit dieser Grundhaltung entspricht“.

trotzdem zusammen. Für ihn ist es selbstverständlich, Mitglied einer Partei zu sein – als Pastor wie als Bürger. „Die Demokratie ist die Form des gesellschaftlichen Zusammenlebens, die dem christlichen Glauben am ehesten

Direkt bestellen



(0511)1241-736



aboservice@evangelische-zeitung.de